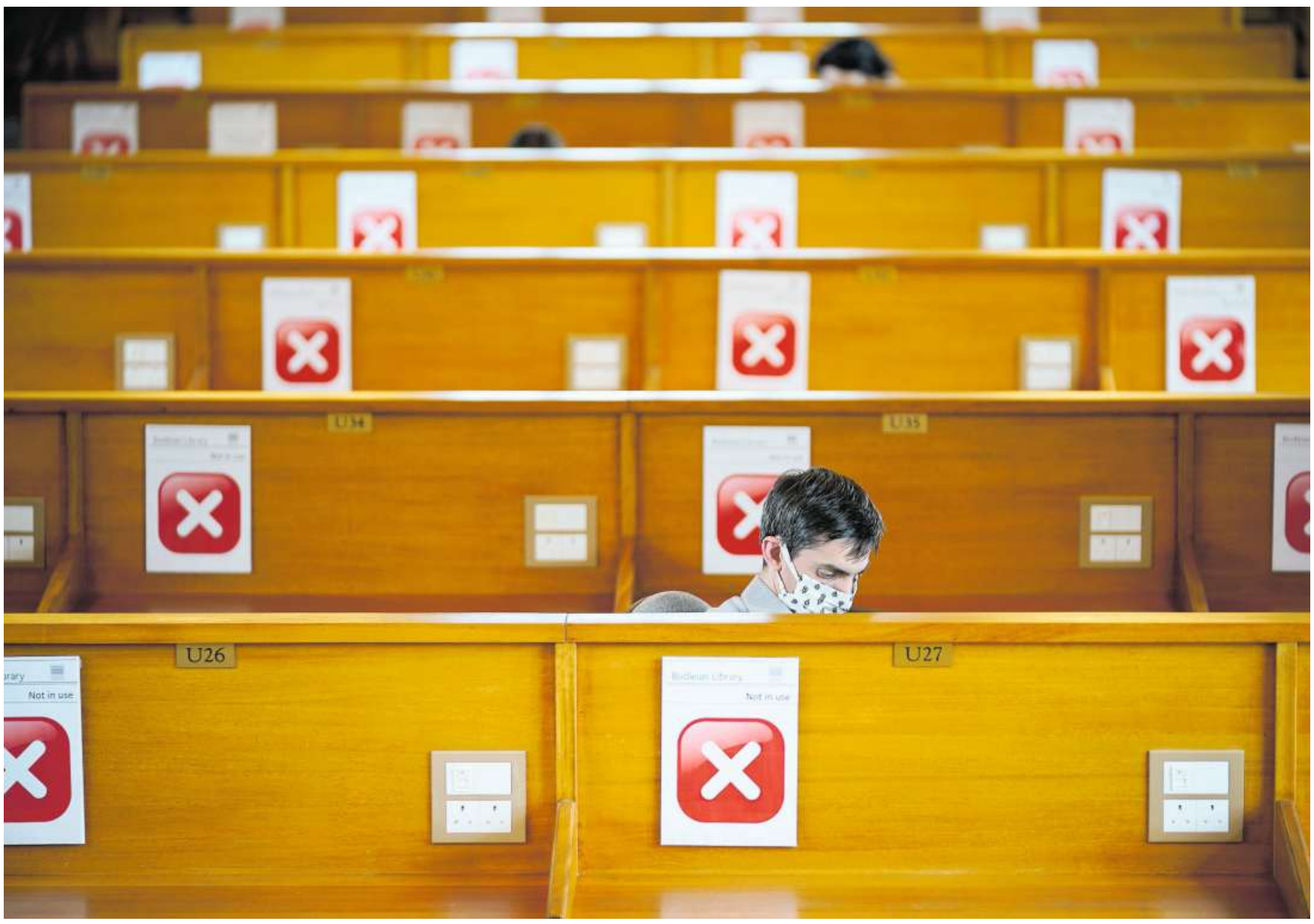
Neue Zürcher Zeitung

Die Universität ist ein Geisterhaus geworden

Die Gemeinschaft der Lehrenden und Lernenden funktioniert in der Pandemie nicht mehr. Ein persönlicher Frontbericht. ***Von Josef Joffe***



Wo fliegen hier die Ideen hin und her? In einem Lesesaal in Oxford, Grossbritannien, im August 2020. CHRISTOPHER FURLONG / GETTY

Von der langjährigen Chefredakteurin der «Zeit», Marion Gräfin Dönhoff, stammt der Spruch: «Eine Zeitung muss zusammengequatscht werden.» Es beginnt mit der Zufallsbegegnung auf dem Flur, dem Schwatz zwischen Tür und Angel, der Ideen gebiert, die im stillen Kämmerchen nicht entstanden wären. Es geht weiter in der Redaktionskonferenz, wo Spruch und Widerspruch die ganze Palette zwischen Blödsinn und Brillanz abbilden. Kreativität lässt sich nicht verordnen. Sie entsteht im Clash der Köpfe.

Das gilt erst recht für die Universität. Nicht im Gelehrtenstübchen werden Gedanken ausgebrütet, ob hochfliegende oder hanebüchene. Auch nicht vom Katheder herab, wo Herr/Frau Professor vom vergilbten Manuskript abliest. Es geht nicht ohne die «Gemeinschaft der Lehrenden und Lernenden», die sich gegenseitig ärgern, überzeugen und befruchten.

Kathedrale der Erkenntnis

In seinem berühmten Buch «The Uses of the University» (1963) hat Clark Kerr, der Präsident der University of California, das Wesen der Universität in einem Satz gebündelt. Sie ist eine «Stadt der unendlichen Vielfalt», wo jeder jeden inspiriert und alle zusammen an der Kathedrale der Erkenntnis werkeln.

Wie viel hat dieser Autor von seinen Kollegen und Studenten gelernt! Nie wird er das Hochgefühl vergessen, wenn ein Schlaumeier eine knifflige Frage stellt, die den Blutdruck hochjagt. Ist der Dozent selbstbewusst, wird er so reagieren: «Sehr gute Frage. Ich denke nach und berichte in der nächsten Sitzung.»

Das Schmiermittel im Räderwerk intellektueller Verstrickungen ist immer die Tasse Kaffee. Man lauscht den Kollegen oder Kommilitonen, wenn sie ein neues Türchen ins Wissenschaftsuniversum aufstossen. «Oh, das wusste ich nicht», lautet die lahme, wiewohl ehrliche Replik. Die Universität ist zumindest idealerweise ein Ort des Staunens, wo Ideen hin- und herfliegen und wie fleissige Bienchen die Hirne bestäuben.

So ist es im Idealfall, wenn man nicht gerade über die Pension nachdenkt oder über den verruchten Rivalen, dem man in der Fakultätssitzung ein Bein stellen will. An dieser Communitas, die vor tausend Jahren in den Klosterschulen von Paris entstand, nagt seit zwei Jahren Covid-19. Die Senatssitzung? Die läuft jetzt auf Zoom ab, wo die «gelbe Hand» regiert: immer schön der Reihe nach. Keine spontanen Einwürfe, kein befreiendes Gelächter.

Der Elfenbeinturm ist verrammelt, Studenten und Lehrer sitzen zu Hause am Bildschirm, was seine Vorteile hat. Vom Bett ins Büro sind es nur dreissig, vierzig Schritte, und es reicht, wenn Frau Professor einen adretten Blazer trägt und unter dem Schreibtisch die Jogginghose. Der Herr Professor weiss gar nicht mehr, wie man einen Schlips knüpft – wozu auch? Noch besser: Die Namen der Zöglinge hat man immer parat; sie stehen auf der Zoom-Briefmarke. Es ist eine hübsche Existenz mit einem gesicherten Einkommen, doch ohne endlose Sitzungen und lange Anfahrten.

Von derlei selbstbestimmtem Leben haben wir doch immer geträumt. Aber die Götter bestrafen jene, deren Wünsche sie erfüllen. Wer im Jahr 2 n. C. (nach Corona) die Haine des Wissens durchstreift, fühlt sich an den Spruch über die Neutronenbombe vor vierzig Jahren erinnert: «Sie killt Menschen, aber lässt die Gebäude stehen.» Oder an einen postnuklearen Sci-Fi-Film, wo die letzten Menschen durch die städtische Wüste geistern. Dürr notiert die «Frankfurter Allgemeine»: «Zerrissen ist die Überlieferungskette», die sich durch die Generationen zog.

Ein persönlicher Frontbericht. Dieser Autor hat im Herbstsemester an der Johns Hopkins School of Advanced International Studies in Washington gelehrt, der ersten Hochschule dieser Art, die im Jahre 1947 als Talentschmiede für die junge Supermacht USA gegründet worden ist. Die Häuser an der eleganten Massachusetts Avenue stehen noch. Drinnen sitzt eine schwer abgespeckte Verwaltung. Die Cafeteria ist zu. Wer mit den Kollegen einen Kaffee trinken will, muss sich am Automaten bedienen. Bloss: Die sind daheim am PC.

Die Gebäude sind zu Festungen mutiert. Keiner kommt rein, der nicht seine Impf-App vorzeigen kann. Doppelt geimpft reicht nicht; auch ein Grippe-Vakzin muss her. Die Office-Suite, wo sich mein Büro befindet, ist verwaist, die Türen sind verrammelt. Schnell das Päckchen von Amazon mit dem bestellten Buch greifen und raus! Warum herumhängen, wenn niemand da ist?

Alle wollen nur nach Hause

Der Höhepunkt der Woche sind Mittwoch und Donnerstag, wo dieser Herr Professor seine Seminare abhält. «In person», wie es auf Englisch heisst. Zehnmal besser als auf Zoom, gewiss doch. Bloss sind wir alle maskiert, und die jungen Menschen kann man durch die FFP2-Maske kaum verstehen. «Could you please repeat?»

Der Schwatz danach war vorgestern. Die Eleven wollen nach Hause, genauso wie ihre Lehrer. «Schreiben Sie mir bitte eine Mail», tröste ich sie. Wie schade, dass ihre Neugier während der langen U-Bahn-Fahrt verfliegt. Machen wir uns nichts vor. Irgendwann – sagen wir 2024 – wird Corona das gesamte griechische Alphabet durchdekliniert haben. Aus den Laboren werden die Antidote so schnell in die Spritzen gelangen, wie das Virus mutiert. Nur: «Back to normal» wird es nicht sein.

Die Not gebiert das Nützliche – in diesem Fall die Total-Digitalisierung der US-Hochschule, die mit dem üblichen Verzug auch Europa ergreifen wird. Die Verwaltung wächst seit vielen Jahren schneller als die Professorenschaft und die Studentenschaft, derweil die Gebühren (eine Viertelmillion Dollar für den BA in der «Efeu-Liga») weit vor der Inflationsrate galoppieren. Die Bürokratie hatte in Corona-Zeiten keine andere Wahl, als die Universität digital zu desinfizieren. Jetzt machen die Dekane ein Geschäftsmodell aus der Pandemie.

Meine Hochschule ist inzwischen voll durchdigitalisiert, was teure Mitarbeiter einspart – und so bleiben wird. Ich brauche dringend einen Hefter. Früher lag einer im Materialschrank. Heute geht man auf Digital-Safari, wo sich herausstellt, dass «künstliche Intelligenz» ein Oxymoron ist, was noch lange so bleiben wird.

Ganz schlicht: Computer sind doof. Sie fragen nicht, was du willst. Sie schicken dich auf eine endlose Reise durch die Menus und Unter-unter-Menus. Und wollen immer wieder die Uni-ID wissen. Eine Stunde später will man die Maus zertrümmern, aber wie kriegt man eine neue – jetzt, sofort? Eine Beichte: Dieser Autor hat sich das Klammer-Gerät in einem noch offenen Büro «ausgeborgt». Wer soll ihn denn dabei erwischen, wenn das Haus leer steht?

Freunde im Metaversum

Die Moral von der Geschicht? So funktioniert der Digital-Kapitalismus. Seitdem die netten Benzin-Zapfer aus den Tankstellen verschwunden sind, wird Arbeit, auch «Bedienung» genannt, verlagert auf die Kundschaft. Die glaubt, es billiger zu kriegen. Tatsächlich zahlt sie mit ihrer Zeit. Der Preis steigt exponentiell, wenn der Verzweifelte eines der vielen Uni-Callcenter anwählt. Nun beginnt die Lebenszeit erst richtig zu schrumpfen.

Der Tankwart kommt nicht mehr zurück. Und die klassische Uni? Im Sommer meldete die Universität Manchester, dass alle Vorlesungen fürderhin Online stattfinden würden, Corona oder nicht. Wer braucht noch Hausmeister und Putzkolonnen, wenn man den Hörsaal an ein Startup vermieten kann? Was Manchester angeschoben hat, wird garantiert anderswo Schule machen, zumal die Studentenzahlen in Amerika absacken. Die berüchtigte «Massenuniversität» zerfällt in Millionen von kleinen Nestern, wo der junge Mensch sagen kann: «Mein Lehrer ist mein Mac.» Meine Freunde finde ich im Metaversum, das ich vom Bett aus durchstreifen kann, ohne nach einer durchzechten Nacht mit einem Brummschädel aufzuwachen.

In dieser digitalen Utopie steckt ein klitzekleiner Makel: Der Mensch ist ein soziales Wesen, das nicht von Brot und Schlaf allein lebt. Sein Bedarf an Geselligkeit ist eine anthropologische Konstante. Nick Hillman, der Direktor des britischen Higher Education Council, drückt es so aus: «Die Universitäten haben ein Problem. Um wieder zurückzukehren, wollen die Studenten die Begegnung von Angesicht zu Angesicht. Technologie kann man nicht endlos aufpfropfen. Menschen brauchen ein Zugehörigkeitsgefühl, das es online nicht gibt.»

Ein Student der deutschen Zeppelin-Universität: «Kurze Zwischenfragen sind nicht mehr möglich» – nicht in einer Welt voller Zoom-Kacheln. Und die Geselligkeit? «Eine Online-Kennenlern-Veranstaltung ist keine reale.» Weg seien die «vielen persönlichen Kontakte bei der Vorlesung, der Gruppenarbeit, der Kaffeepause, dem Bier am Abend oder der WG-Party» – keine «spontanen Begegnungen» mehr. Verstörend ein anderer Kommentar: «Wir sind nicht laut, weil wir alle einsam vor unseren Computern sitzen.»

Quem ad finem – wo soll das hinführen? Der Hype mit den Moocs (Massive Open Online Courses) ist vorbei, weil die Absolventenzahlen gen null tendierten. Es geht eben nicht ohne Betreuung und Ersatzfamilie – nicht bei Zwanzigjährigen, die die reale Welt noch entdecken müssen. Zitieren wir noch einmal Clark Kerr, der nicht nur ein begnadeter Uni-Präsident, sondern auch ein gefürchteter Witzbold war. Was ist der Sinn der Universität? «Sie verschafft den Studenten Sex, den Alumni aufregende Sport-Events und dem Lehrkörper Parkplätze.» Real, nicht digital. Man darf es auch gelehrter ausdrücken. Diese tausend Jahre alte Universität ist ein zähes Wesen. Sie heisst nicht umsonst «Alma Mater» – «nährende Mutter». Von Bits und Bytes wird der junge Mensch weder satt noch klug.

> «Die Universität verschafft den Studenten Sex, den Alumni aufregende Sport-Events und dem Lehrkörper Parkplätze.»
>
> **Clark Kerr**
> Präsident der University of California

Josef Joffe unterrichtet Internationale Politik und Ideenlehre an der Johns Hopkins School of Advanced International Studies. Zuvor hat er in Stanford und Harvard gelehrt.